Eine Trauung.

Humoreske von Maria Landmann.

Es war ein unangenehmer Tag: Ein blaugrauer Himmel, der schwer herniederhing, ein feiner Nebel, der jeden Lichtstrahl einschluckte und als eiskaltes, feuchtes Geriesel zu Boden sank — das richtige Novemberwetter. Und mir war es, als ob das naßkalte Nebelgeriesel durch alle Ritzen und Spalten in die Zimmer dränge und sich verdüsternd auf das Gemüth legte.

Oder ging diese Wirkung von dem Buche aus, das ich zu meiner Erheiterung vorgenommen hatte?

Es war für diesen Zweck schlecht genug gewählt — ein moderner Roman, der die Welt, wie sie nun einmal sein mochte, mit photographischer Treue wiedergab, erbärmliche Männer, ehrlose oder unglückliche Frauen, so trüb und unerfreulich, wie das Wetter draußen.

Ich konnte es endlich nicht mehr aushalten und warf das Buch weg. Eine goldgeränderte Karte fiel heraus. „Dinstag, den 13. November, Nachmittags 4 Uhr in der Gertraudtenkirche," las ich in großen gedruckten Buchstaben, darunter in zierlicher Mädchenschrift: „Komm wenigstens zur Trauung, liebe Tante, ich erwarte Dich bestimmt."

Ich sah nach der Uhr. Es war dreiviertel auf Vier, und über dem Buche hätte ich fast die Trauung versäumt, diese Trauung, bei der ich um so weniger fehlen wollte, als ich, von einer kürzlich überstandenen Krankheit noch angegriffen, der Hochzeit nicht beiwohnte.

Ich hatte eben noch Zeit, mich eiligst umzukleiden und eine Droschke zu nehmen, um nicht zu spät zu kommen. Der Nebel schien mir etwas lichter, der Himmel weniger trübe; schon die Hoffnung, glückliche Gesichter zu sehen, erheiterte mich ein wenig.

Und glücklich, glücklicher als je zuvor, mußte Hedwig doch heute aussehen.

Sie war die Tochter einer Jugendfreundin und mein Liebling seit dem Tage, wo ich sie zuerst im Arm gehalten und die großen dunkelblauen Augen mich aus einem krebsrothen Gesichtchen angeblickt hatten.

Ich hatte sie heranwachsen sehen, ein liebliches Kind, ein gutes und liebenswürdiges Mädchen, in ihrem harmlosen Uebermuth der Sonnenschein des Hauses. Dann kam eine Zeit, in der sie stiller und blässer wurde und die dunkelblauen Augen einen tieferen Ausdruck bekamen, wie von heimlich geweinten Thränen. Sie sagte nichts, aber wir kannten ihr sorgfältig behütetes Geheimnis und konnten es doch nicht ändern, daß derjenige, dem sie ihr junges Herz zugewandt hatte, ihr hartnäckig fern blieb.

Die schmerzliche Prüfungszeit fand unerwartet ihr Ende. Er hatte, wie sich nun zeigte, sich gescheut, um die Tochter des reichen Hauses zu werben, ehe er einer festen Lebensstellung gewiß war.

Hedwig war eine glückstrahlende Braut. Ihren Bräutigam hatte ich in der kurzen Verlobungszeit nicht näher kennen gelernt; doch was ich im Familienkreise über ihn hörte, war geeignet, die günstige Meinung zu bestätigen, die er durch sein früheres Verhalten bei mir erweckt hatte.

Die Droschke hielt. Die Trauung hatte schon begonnen, als ich in die Kirche trat und mich unter die Menge neugieriger Zuschauer oder vielmehr Zuschauerinnen setzte. Von meinem Platze aus konnte ich nur einen Theil der glänzenden Hochzeitsgesellschaft, um so besser aber das Brautpaar sehen.

Hedwig, mit dem lieblich ernsten Ausdruck ihres holden Gesichts und einem seligen Leuchten in den blauen Augen, sah ganz so aus, wie ich sie mir gedacht hatte. Nicht ganz so gut gefiel mir der Bräutigam.

Er hatte, wie mich dünken wollte, etwas Gespanntes in seinen Zügen, zusammengezogene Brauen, etwas unruhig Forschendes in den Augen, kurz, ganz und gar nicht das Aussehen eines Glücklichen.

Nun hatte ich zwar einen Bekannten, der behauptete, es gäbe an und für sich kein bedauernswertheres Wesen als einen Bräutigam an seinem Hochzeitstage. „Betrachten Sie doch den Aermsten," pflegte er zu sagen, ob er nicht vollständig neben seiner Braut verschwindet. Für sie ist dieser Tag der schönste ihres Lebens, an dem man ihr wie einer Königin huldigt. Er spielt nicht nur eine untergeordnete, sondern eine geradezu klägliche Rolle, und man sieht ihm schon von Weitem an, wie unbehaglich er sich fühlt."

Aber der diese Behauptung aufstellte, war ein eingefleischter Hagestolz, und ich hatte ihm noch nie geglaubt und glaubte ihm auch jetzt nicht.

Je länger ich den Bräutigam ansah, desto weniger gefiel er mir.

Seine Unruhe schien mir zusehends zu wachsen, und er hörte von der Predigt, die von einem unserer besten Kanzelredner sehr lang ausgesponnen wurde, wahrscheinlich so wenig wie ich. Dabei hätte ich beschwören mögen, daß seine Blicke suchend und forschend sich gerade dahin richteten, wo ich saß.

Und doch konnte ich unmöglich der Gegenstand seiner Unruhe sein. Ich wäre ihm jedenfalls absolut gleichgültig gewesen, auch wenn er mich hätte sehen können — aber das konnte er nicht, denn der Schatten einer Säule deckte mich.

Wem sonst galt wohl sein unruhig suchender Blick?

Ich fing an, meine Nachbarschaft zu betrachten. Neben mir saß eine dicke Frau mit einem gutmüthigen Gesicht in einer Fülle bunter Blumen und Bänder auf ihrem Hut; und etwas seitwärts von uns ein junges Mädchen, das nett und geschmackvoll angezogen war und ein auffallend feines Profil hatte, aber mir doch etwa den Eindruck einer Nähterin im Sonntagsstaat machte.

Als sie sich einmal umwandte, sah ich, daß sie ohne Einschränkung sehr hübsch war. Die Bank, auf der sie saß, stand rechtwinklig zu meinem Platz, so daß ich das schöne Gesicht und die großen, grauen, von langen Wimpern beschatteten Augen nach Gefallen betrachten konnte — um so ungestörter, als das Mädchen selbst offenbar ihre volle Aufmerksamkeit auf die Trauung gerichtet hatte und unverwandt, ja angestrengt nach dem Brautpaar hinübersah.

Oder vielleicht nach dem Bräutigam?

Und er nach ihr?

Ich weiß nicht, wie mir das blitzartig durch den Sinn fuhr und mich nicht wieder losließ.

Jetzt bemerkte ich auch, wie blaß sie war, und daß die Lider mit den langen Wimpern etwas geröthet waren. Das schöne Gesicht erzählte eine Geschichte, und ich glaubte sie zu verstehen. Sie hatte gelitten und geweint — um ihn, der eben dort vorn seine Hand in die einer Anderen legte.

Wußte er davon? Hatte sie ältere, vielleicht auch größere Rechte an ihn, als Hedwig? Und sollte Hedwigs Vater, sonst so klug und welterfahren, die Vergangenheit seines Schwiegersohnes nicht hinreichend geprüft haben? Oder war dergleichen so alltäglich, daß er es mit Recht nicht beachtete, und ich nur so altjüngferlich, daran Anstoß zu nehmen?

Mir wurde das Herz schwer, und ich bedachte, was geschehen konnte, wenn ich mich nicht täuschte, wenn er wirklich meines harmlosen, vertrauenden Lieblings unwerth war.

Meine erregte Phantasie malte mir schreckliche Bilder vor.

Würde sie sich beim Ausgang aus der Kirche an die Neuvermählten herandrängen und ihm ihre Anklage ins Gesicht schleudern? Würde sie einen Brief an Hedwig schreiben? Oder würde sie warten, bis das Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte und dann selbst kommen, um die arme junge Frau aus ihrem erträumten Eden zu stoßen?

Was ich je von dergleichen Verhältnissen gehört und gelesen, fiel mir ein, und das Schlimmste davon war die unerfreuliche Geschichte, die mich diesen Nachmittag beschäftigt und die ich nicht hatte zu Ende lesen mögen. Nun wirkte sie doch in mir weiter und ließ mir keine Ruhe. Ich mußte die einzelnen häßlichen Szenen noch einmal durchleben, aber die Mitwirkenden waren nicht die Personen des Buches, sondern Hedwig, ihr Mann und das blasse junge Mädchen, das mich mehr und mehr fesselte, so daß ich kaum noch im Stande war, den Blick von ihr abzuwenden.

Sie that mir bei alledem leid. Ich sah die wachsende Bewegung in ihren Zügen, die großen, grauen Augen waren — das konnte ich nicht mehr bezweifeln — thränenfeucht, und zuweilen wandte sie sich ab und zog verstohlen ihr Taschentuch hervor. Dabei sah sie energisch aus, als wäre sie wohl im Stande, nach Umständen etwas Verzweifeltes zu thun.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Ich hätte mit ihr sprechen mögen, sie trösten, sie bitten, großmüthig zu sein, Mitleid und Erbarmen zu üben. Vielleicht hätte ich bei ihr Gehör gefunden, und doch that ich nichts dergleichen. In der Furcht, etwas Ungewöhnliches, Auffallendes zu unternehmen, blieb ich unbeweglich auf meinem Platze und ballte nur in ohnmächtiger Angst die Hände.

Eben wechselte das Brautpaar die Ringe. Meine Unruhe wuchs. Aber auch meine dicke Nachbarin wurde immer unruhiger, sie rückte auf ihrem Sitz hin und her, suchte in ihrer Tasche und näherte sich dann behutsam dem jungen Mädchen. Sie zog sie am Aermel, beugte sich darauf zu ihr hinüber und sprach leise, doch eindringlich auf sie ein.

Ich konnte trotz angestrengtesten Hörens kein Wort verstehen; ich sah nur, daß sie Zeichen machte, die jedenfalls dem Brautpaar galten, und daß das Mädchen durch heftiges Kopfschütteln und sonstige ablehnende Geberden antwortete.

Noch eine Zeit qualvollen Wartens, die, in Wirklichkeit kurz, mir unerträglich lang vorkam, während ich vergebens diese mir dunklen Vorgänge zu ergründen suchte.

Dann war die Trauung zu Ende, und Alles drängte nach dem Ausgang.

Ich beeilte mich, den Anderen voran und in die Nähe des Brautpaares zu kommen. Daß ich, wie üblich, Hedwig gratuliren wollte, hatte ich in diesem Augenblick fast vergessen. Es war mir nur, als dürfte ich keine Zeit verlieren, um ein drohendes Unheil abzuwenden.

Indessen, so sehr eine unklare Angst mich vorwärts trieb, waren meine beiden Nachbarinnen mir doch voraus. Die Aeltere schob sich mit einer bei ihrer Korpulenz erstaunlichen Behendigkeit vorwärts, indem sie sich mit den Ellbogen Platz machte und es der Jungen überließ, ihr nachzukommen.

Ich sah jetzt deutlich, daß es ihre Absicht war, sich an das Brautpaar heranzudrängen. So schnell ich vermochte, war ich hinter ihr, und indem ich allen Muth und alle Kräfte zusammennahm, faßte ich sie an der Schulter.

Sie stieß mich zurück, ohne sich umzusehen. Noch ein Schritt und sie stand dicht vor dem Bräutigam und steckte ihm etwas, das sie aus der Tasche gezogen hatte, verstohlen zu.

Mein Herz klopfte rasend, und einen Augenblick ward es mir dunkel vor den Augen.

Dann hörte ich meinen Namen rufen, und Hedwig umarmte mich und verbarg lachend ihr Gesicht an meiner Schulter.

„Denke Dir, Tante," flüsterte sie mir ins Ohr, „er hatte sein Taschentuch vergessen. Erst vor dem Altar hat er's gemerkt, und dabei hat er den Schnupfen, und mein batistenes war ganz naß geweint und konnte ihm nichts nützen. Du kannst Dir nicht denken, wie schrecklich es war. Jetzt eben erst hat es ihm seine Haushälterin hergebracht."

„Sie hätte nur früher so klug sein sollen," sagte der junge Ehemann, der neben uns stand.

Er sah gar nicht mehr ängstlich, sondern höchst vergnügt aus, lachte gleichfalls über sein ganzes hübsches Gesicht und schüttelte mir herzlich die Hand, während ich verwirrt meinen Glückwunsch anbrachte.

Wie man aus einem bösen Traum erwacht und sich nicht gleich völlig ermuntern und die grausen Bilder verjagen kann, so war mir, als ich etwas später unter dem Portal stand und die lange Reihe der Equipagen vorüberrollen sah.

Der Nebel hatte sich in einen dichten Regen aufgelöst. Ich wartete auf eine Droschke und ließ inzwischen Dunkel und Feuchtigkeit nicht ungern auf mich wirken, um meine aufgeregten Sinne zu ernüchtern.

Ein Gefühl ängstlichen Verdachtes war doch in mir zurückgeblieben. Was hatte es mit dem jungen Mädchen in der Kirche für eine Bewandtnis? Sollte ich mich denn so ganz und gar getäuscht haben?

„Sehen Sie," sagte neben mir die Stimme der dicken Frau mit dem Blumenhut, „so geht es, wenn die Leute verliebt sind. Er ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch, solide und ordentlich wie Einer. Aber seit er das Fräulein kennt, — ich meine, die jetzt seine Frau ist — da hat er ja wohl den Kopf nicht oben. Bitt' ich Sie, zur Trauung zu fahren und das Taschentuch zu Hause liegen zu lassen, noch dazu, wenn man den Schnupfen hat. Na, bei dem Wetter ist das ja nicht anders möglich! — Von Dir wär' es auch gescheiter, Du wärst zu Hause geblieben!"

Mit diesen Worten wandte sie sich zu dem jungen Mädchen, das, wie ich jetzt erst sah, ein paar Schritte seitwärts stand.

„Das ist nämlich meine Nichte," erklärte sie mir. „Sie wird auch nächstens heirathen, macht eine gute Partie. Und was meinen Sie, warum sie hergekommen ist? Bloß weil sie das Brautkleid genau besehen will und ihres ebenso machen. Das kommt davon, wenn der Hochmuthsteufel in die Leute fährt. Und dabei kann sie vor Schnupfen nicht aus den Augen sehen!"

Das junge Mädchen hatte die Strafpredigt gleichmüthig angehört, ohne ein Wort zu erwidern. Sie stand neben einer Laterne, die sie hell beleuchtete. Jetzt verstand ich die gerötheten Lider, den schwimmenden Blick der großen, grauen Augen, das anscheinend feucht geweinte Taschentuch.

In diesem Augenblick ging wieder eine Bewegung, einem schmerzlichen Zucken gleich, über das schöne Gesicht. Wieder sah es aus, als ob sie weinen wollte, aber — jetzt wußte ich, was kommen mußte — sie nieste.

Bei uns in Amerika . . .

Von Fritz Müller.

Da war er nun, der Onkel aus Amerika.

„Weil du nur da bist," sagte Vater und umarmte ihn am Kai in Bremen. Ich stand dabei und schaute zu. Das war er also? Groß und stämmig stand er da. Und ich hatte mir immer gedacht, ein Onkel aus Amerika müßte schlank sein. Und ein hageres Gesicht müßte er haben, und scharfe Falten müßten von den Augen ihre Pfeile nach dem Munde schießen. Und die Taschen müßten ihm ordentlich abstehen von dem mageren Körper, der goldenen Dollars wegen, die er darin hatte.

Aber nichts von dem. Der Onkel Clemens aus Amerika hatte kein hageres Gesicht, sondern ein breites. Und von den Augen schossen keine Faltenpfeile nach dem Munde. Und die Taschen waren glatt. Aber, dachte ich, dann kann das mit dem vielen Geld, das er verdient hat drüben, doch nicht richtig sein . . .

„Und weißt du auch, Clemens," sagte Vater, als der Zug von Bremen abging, „weißt du auch, daß das nun an die zwanzig Jahre ist, seitdem du von der alten Heimath fort bist?"

„So, zwanzig Jahre? Ich dachte, daß es länger wäre."

„Aber Clemens, hast du das nicht ausgerechnet auf der Ueberfahrt?"

„Ja weißt du, wir rechnen drüben nicht nach Jahren."

„Aber Onkel," wagte ich hier einzuschalten, „habt ihr drüben einen anderen Kalender, daß ihr nicht nach Jahren rechnet?"

„Nein, mein Junge, wir rechnen drüben nach Minuten; höchstens noch nach Tagen; und zwar nach Tagen, welche kommen; nicht nach Tagen, die schon vergangen sind; nun gar vergangene Jahre — nein, so — so träumerisch sind wir da drüben nicht. Die Gegenwart ist alles, Junge —"

„Aber Clemens," sagte Vater, „du wirst doch nicht die alte Zeit vergessen haben — und dann die alte Heimath?"

„Nein, nein," sagte Onkel Clemens lachend, „ich weiß schon noch; nur bin ich eben Bürger von Amerika geworden, mußt du wissen."

„Ach Clemens, das hast du uns aber nie geschrieben?"

„So? That ich's nicht? Das wird man eben drüben ganz von selber. Gleich wie ich 'rüberkam, gaben sie mir das first paper, dann kriegte ich mein second paper nach fünf Jahren, als ich meine Prüfung machte —"

„O, du hast noch eine Prüfung machen müssen, Onkel?" sagte ich, „und du hast sie auch bestanden, Onkel?"

„Na, und ob," lächelte Onkel Clemens, „die Fragen sind ja immer gleich: Wann ist Amerika entdeckt worden?" fragt der Kommissär —"

„O, Onkel, das weiß ich auch."

„Nun, siehst du, da könntest du ja auch schon American citizen werden."

„Und wird man sonst etwas gefragt, Onkel?"

„Ja, wann Washington geboren wurde —"

„Das haben wir aber nicht gelernt, Onkel."

„Ja, siehst du, da kannst du eben noch kein amerikanischer Bürger werden, Junge."

„Soll er auch nicht," sagte der Vater mit einer merkwürdig festen Stimme und blickte auf die Flachlandschaft hinaus.

„Nun, das mußt du nicht verschwören. Wenn er auch mal 'rüberkommen sollte —"

„Os—na—brück!" rief der Schaffner und ging durch den Zug.

„Was, schon Osnabrück!" unterbrach sich Onkel Clemens.

„Ja," sagte Vater, „in einer halben Stunde fahren wir durch Westfalen, über unsere rothe Erde, Clemens." Jetzt war Vaters Stimme gar nicht fest; im Gegentheil.

„Soso," sagte Onkel Clemens, „sag' mal, sind bei euch alle Eisenbahnwagen so unbequem? Bei uns in Amerika hat man verstellbare Stühle —"

„Nein," sagte Vater, „so weit sind wir noch nicht. Aber komm, wir wollen uns ein Brötchen kaufen in der Halle — gleich fahren wir wieder, Clemens."

Ich mußte sitzen bleiben, bis sie wiederkamen. Unterdes dachte ich über die verstellbaren Stühle in Amerika nach. Das muß ja wundervoll sein, dachte ich. Wie der Mechanismus wohl sein mochte? Und warum hatte Vater den Onkel Clemens nicht ausreden lassen, als er das erzählen wollte? Aber da kamen sie schon wieder.

„Nun weißt du," sagte Onkel Clemens, an einem belegten Brötchen kauend, „nichts für ungut, aber bei uns in Amerika ist der Schinken besser."

„Besser als unser westfälischer?" sagte Vater höflich zweifelnd.

„Das muß dich doch nicht wundern; denke doch an die wunderbaren maschinellen Einrichtungen, die wir in Chicago —"

„Aber ich denke, es kommt auf's Schwein an, nicht auf die Maschine, Clemens?"

„Da irrst du; der beste Schinken kann vermurkst werden, wenn die maschinellen Einrichtungen —"

„Jetzt sind wir in Westfalen," sagte Vater, und deutete zum Fenster hinaus, „sieh, Clemens, der Bach mit den Weiden war die Grenze gegen Hannover."

Ich sah auch hinaus und wunderte mich, wie verlangend heute die Weidenstümpfe ihre Zweige in die Lüfte streckten. Als warteten sie auf einen.

„Die Grenze?" lachte Onkel Clemens, „ach, du lieber Gott, ich hatte ganz vergessen, daß ich wieder in dem Lande mit den vielen Grenzen gegeneinander bin."

„Habt Ihr keine drüben?" sagte Vater, „ich denke doch, ihr habt euch ordentlich gestritten zwischen Nord und Süd."

„Das war einmal, aber jetzt giebt es bei uns in den Vereinigten Staaten nur ein Volk."

„Auch bei uns, Clemens."

„Na, die Berliner und die Bayern — — vertragen sich noch immer besser, Clemens, als du mit einem Neger aus Saint Louis, denke ich."

„Hm, magst recht haben, die „schwarze" Frage ist der einzige dunkle Punkt, den die kolossale Entwicklung bei uns in Amerika noch aufweist. Aber sonst geht's überall voran, mächtig voran. Lauter Rekords, mein Lieber. Ich denke, ihr werdet das Wettrennen bald aufgeben müssen."

„Worin?"

„Zum Beispiel in der Industrie. Bei uns in Amerika wird das meiste Eisenerz gefördert —"

„Das ist wahr."

„Bei uns in Amerika wird die meiste Kohle gebrochen —"

„Stimmt."

„Das meiste Kupfer haben wir, das meiste Blei, den meisten Mais, den meisten Weizen, das meiste Petroleum, die meiste Baumwolle, die meiste —"

„Hör auf, Clemens, sonst müssen wir uns in Mauseloch verkriechen vor lauter Kolossalität bei euch in Amerika."

„Nun, so schlimm ist's nicht; in manchem habt ihr doch die zweite Stelle; soviel ich weiß, im Eisen, zum Beispiel."

„Und wie steht's in der geistigen Kultur bei euch, Clemens?"

„Wir sind das freieste Volk, denke ich."

„Ja — aber Freiheit ist doch nur ein Theil der Geistigkeit, Clemens."

„Nun, ich habe mich nicht viel darum gekümmert, aber, wenn ich recht gelesen habe, marschiren bei uns in Amerika auch die Universitäten an der —"

„Bruder, schau hinaus, die Thürme von Münster grüßen. Weißt du noch, von Münster, wo wir — wo wir — na, weißt du nicht mehr, Clemens?"

„Münster? Münster? Warte mal, hat da nicht ein alter Onkel von uns gewohnt?"

„Ja, freilich, Clemens, der Onkel Paul, bei dem wir immer in den Ferien waren. Die große Wiese kannst du doch nicht vergessen haben?"

„Wieso? Wieso? Hm, grenzte nicht ein Wald daran?"

„Freilich, Clemens, ein Tannenwald, ein dunkler. Steh mal auf und schau hinaus — da drüben muß er liegen."

„Ja ja, und haben wir da nicht mit einem kleinen Mädchen gespielt?"

„Mit der Fine, meinst du? Natürlich haben wir mit der Fine gespielt. Das weißt du also doch noch, Clemens? Das ist lieb von dir."

„Was ist aus ihr geworden?"

„Längst gestorben, Clemens, längst gestorben — wanderte mit Verwandten aus nach Amerika — konnte das Klima in den Südstaaten nicht vertragen, hörte ich — verzehrte sich vor Heimweh, sagte man, und —"

„Sie hätte nicht hinübergehen sollen."

„Das sagst du, Clemens?"

„Hm ja, sieh, ich bin nun doch einmal amerikanischer Bürger. Und für einen Mann ist Amerika am Ende auch was anderes als für Frauen."

„Dann sind bei euch also die Frauen doch nicht so gut daran, wie —"

„O, bitte, bei uns in Amerika nehmen die Frauen die liberalste Stellung ein, die „American lady" ist die erste Frau der Welt, und ihre politischen Rechte —"

„Mün—ster! Al—les aus—stei—gen!" rief der Schaffner.

„Hier müssen wir umsteigen nach Dortmund," sagte Vater, „komm, Clemens; komm, Fritz."

Dann gingen wir quer hinüber zum Anschlußzug. Ich deutete auf eine fauchende Lokomotive.

„Onkel, sind bei euch in Amerika die Lokomotiven auch größer!"

„Das will ich meinen, Junge."

„Und fahren auch die Züge schneller?"

„Selbstverständlich, Junge."

„Nur nicht ganz so sicher," sagte Vater.

„Mag sein; aber bei uns ist man eben nicht so ängstlich um die liebe Sicherheit besorgt."

„Und auf ein Menschenleben mehr oder weniger kommt's bei euch in Amerika auch gar nicht an?"

„Nein, wir kriegen ja jedes Jahr einen Zuzug von einer Million oder mehr."

„Von uns, Clemens, vom alten Europa."

„Natürlich — aber was willst du damit sagen?"

„Daß doch im Grunde alle eure Herrlichkeit von Händen aus der alten Heimath geschaffen wurde."

„Ja, wenn du's so ansiehst — aber wir sind doch andere Menschen geworden da drüben — Amerikaner eben — ich kann's euch nicht erklären, aber man hat wirklich eine andere Haut, eine —"

„Nun, wenn's nur die Haut ist, Clemens — und wenn das Herz nur deutsch geblieben ist —"

„Das Herz? Ja, weißt du, auch das Herz ist eigentlich — ist eigentlich — ach was, lassen wir's — vom Herzen ist nie viel die Rede bei uns in Amerika, mußt du wissen."

Vater nickte und legte dem Onkel Clemens die Hand auf die Schulter. Das Wort Herz mußte noch eine Nebenbedeutung haben. Sie sahen sich zum ersten Male, seit der Dampfer da war, voll in die Augen, schien es mir. Und dann wurden sie beide still, ganz still und sahen auf die Felder hinaus.

Die zogen wie Wellen vorüber. Die Ackerfurchen machten lange, weiche Linien. Da und dort schimmerte es ein wenig roth heraus. Wälder grüßten. Gehöfte lagen breit und fest. Hoch hoben sich die Dächergiebel wie gefaltete Hände, die sich in den Himmel verlängern wollen. Da und dort rastete ein Mann bei seinem Pflug, als unser Zug vorübereilte. Eine Frau kam aus einer Thür und überschattete die Augen mit der linken Hand, während sie mit dem rechten Arm ein kleines Kind hielt. Das streckte seine Patschhändchen gegen uns und winkte.

Da sah ich, wie des Onkels Clemens Hand auch in die Höhe fahren wollte. Aber halbwegs blieb sie stehen, als schämte sie sich. Und dann spielte sie verlegen mit dem herabhängenden Fensterriemen.

Der Zug hielt. Ein Mann stieg herein und setzte sich zu uns. Hager war er, Falten liefen von den Augen an den Mund. Wir kamen ins Gespräch mit ihm. Es stellte sich heraus: ein Amerikaner war es und ganz gut deutsch sprach er. Bis er auf einmal von Onkel Clemens erfahren hatte, daß er von drüben kam.

„Da sind Sie also auch Amerikaner?" sagte er auf Englisch, und ich war sehr stolz, daß ich es schon verstehen konnte.

„Hm," sagte Onkel Clemens auf deutsch, „eigentlich bin ich hier in diesem Land geboren, und wenn's Ihnen recht ist, wollen wir lieber Deutsch sprechen."

Dem Fremden war es recht, dem Vater auch, und es gab eine ordentliche Unterhaltung. Der Amerikaner erzählte, er sei studienhalber da. Handel und Gewerbe wolle er hier kennen lernen.

„Ja ja," sagte Onkel Clemens. „Deutschland hat sich ordentlich gemacht; Sie werden manches lernen können, Herr."

Vater machte große Augen.

„Aber Clemns," sagte er, „du bist seit zwanzig Jahren fortgewesen —"

„Bitte," unterbrach ihn Onkel Clemens, „knapp neunzehn sind es."

„Nun also, neunzehn oder zwanzig — ich weiß es nicht mehr ganz genau — aber daß du erst seit sieben Stunden wieder in Deutschland bist, das weiß ich — und woher willst du nun in dieser kurzen Zeit —"

„Meinst du denn, ich habe drüben keine Zeitung gelesen?"

„Ja, amerikanische."

„Nein, ich bin seit neunzehn Jahren auf die gleiche westfälische Zeitung abonnirt."

„Die hast du dir regelmäßig schicken lassen?"

„Hamm! Um—stei—gen nach Dort—mund!" rief der Schaffner.

Wir stiegen aus. Der Amerikaner nahm den bereitstehenden Zug nach Berlin. Wir mußten lange auf den Anschluß warten.

Da saßen wir nun in dem kleinen Wartesaal von Hamm und waren ganz allein. Nur noch am Schanktisch hantirte Jemand. Der Kellner war nicht sichtbar. Ein Mädchen saß in einer Ecke und strickte. Ein Lichtstreif fiel durchs Fenster und übersonnte ihren blonden Westfalenscheitel. Jetzt sahen ihre hellen Augen auf.

Bergleute waren eingetreten. Sie kamen von den großen Zechen drüben, die hier wie Pilze aus der Erde geschossen waren.

„Die Kohle ist verdammt mächtig bei euch geworden," sagte Onkel Clemens.

„Ja," sagte Vater, „wenn wir jetzt nach Westen fahren, siehst du Förderthurm an Förderthurm; das schnurrt den ganzen Tag hinein — heraus, hinein — heraus... Und wenn's dann dunkel wird, wirst du Essen glühen sehen, die ein paar Dutzendmale größer wurden seit du fort warst, Clemens —"

„Ja ja, schau dir nur die Bergmannsköpfe an da drüben — die hab ich lange nicht gesehen, Bruder."

„Ihr habt doch drüben auch Bergleute, Clemens?"

„A, die sind anders; die haben modische Kleider, wenn sie von der Arbeit kommen; die tragen gelbe Schuhe — sieh, dort hat einer eine Ziehharmonika."

Ein Bergmann hob den verwetterten Kopf. Ein Sonnenstreifen war zu ihm hinübergewandert. In ihm quirlte es von feinen, feinen Stäubchen: Kohlentheilchen aus dem Land der rothen Erde. Ein leiser Kohlengeruch lag im Wartezimmer.

Jetzt sah ich, wie Onkel Clemens seinen grauen breiten Kopf ein wenig nach oben hob, wie sich seine Nasenflügel kaum merkbar blähten.

Stand das blonde Mädchen in der Ecke auf und legte das Strickzeug auf den Anrichtetisch. Dann nahm sie ein Körbchen mit Veilchen vom Tisch und ging damit langsam nach der Thür. Leicht schaukelte das Körbchen. Jetzt kam sie bei uns vorbei. Onkel Clemens sah hinein.

„O, Veilchen?" sagte er, „darf ich ein wenig daran riechen, Fräulein?"

Das Mädchen lächelte und hob den Korb.

„Ich — ich danke Ihnen," sagte Onkel Clemens, und das Mädchen ging zögernd weiter.

„Weißt du," sagte er zu Vater, „bei uns in Amerika sind die Veilchen schon auch so schön, aber sie riechen nicht — nein, nein, das ist keine poetische Umschreibung, ihr könnt jeden Botaniker fragen — sie riechen wirklich nicht."

Jetzt machte die Ziehharmonika drüben ein paar schüchterne Töne.

„Nicht zu laut, Jupp," flüsterte sein Nachbar, „sonst schreibt dich der Bahnpolizist auf wegen Ruhestörung."

Die schüchternen Töne der Harmonika wurden noch schwächer. Dafür setzte aber eine tiefe, knorrige Stimme gedämpft ein:

Dort wo der Märker reckt das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt...

„Das Westfalenlied, Clemens," sagte Vater halblaut. Onkel Clemens sagte nichts. Er nickte nur.

Hoch überm Fels die Tannen stehn,
Im kühlen Thal die Heerden gehn...

Onkel Clemens war aufgestanden. Seine große Brust schien zu arbeiten. Er schaute uns unsicher an:

„Bei uns in Amerika kennt man diese langen, wiegenden Töne nicht, da geht alles nach dem Yankee Doodle," sagte er geschwind und schaute zu den Bergleuten hinüber.

Etwas voller kam es von dort herüber:

Und unsre Frauen, unsre Mädchen,
Mit Augen blau wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherze für die müßige Stund...

Da hielt es den Onkel Clemens nicht mehr länger. Ein paar Schritte war er gegen die Bergleute zugegangen. In der Mitte des kleinen Wartesaals stand er jetzt. Der kohlenflimmernde Lichtstreif strich an ihm herunter. Die Arme hob er feierlich und wiederholte laut mit einer Stimme, daß es dröhnte:

Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherze für die müßige Stund...

Die Bergleute lächelten nicht, sondern sahen ihn nur geradeaus an. Und zuversichtlicher begleitete das wehmüthige Instrument.

Jetzt war die Thür hinter Onkel Clemens' Rücken aufgegangen.

Der Bahnpolizist kam herein. Vater war ganz geschwind aufgestanden mit dem Geldbeutel in der Hand. Er machte dem Polizisten beschwörende Zeichen.

„Pst, ich zahle alles, alles — nur erst fertigsingen — fertigsingen lassen — bitte — bitte."

Unschlüssig stand der Polizist da. Das Fräulein am Schanktisch nickte ihm begütigend zu. Das Mädchen mit dem Veilchenkörbchen that desgleichen.

Und nun erhob Onkel Clemens seine breite Stimme so hoch er konnte:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann wiederholte er es nochmal:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann ein drittes Mal. Und jetzt tollerten ihm die hellen Thränen über das volle Gesicht und zeichneten zwei glänzende Linien von den Augen nach dem Mund. Zwei westfälische Furchen, keine amerikanischen....

*) Diese Novelle ist bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen mit dem Preis für vaterländische Dichtung ausgezeichnet worden.

Alexander v. Humboldt und der „Gelehrte im Kaftan".

Es wird nur Wenigen bekannt sein, daß unter den vielen Gelehrten und Forschern, die sich des Wohlwollens und der Freundschaft Alexander v. Humboldt's rühmen durften, sich auch ein „Gelehrter im Kaftan" aus Russisch-Polen befand. Dieser Auserlesene war Chaim Selig Slonimski, ein gewiegter Mathematiker und Astronom, dessen fachwissenschaftlichen Arbeiten die Gelehrten Rußland's wie Deutschland's Lob und Anerkennung zollten. Im Jahre 1844 kam Slonimski nach Berlin, um hier eine seiner physikalischen Erfindungen zu verwerthen. In der preußischen Hauptstadt war es ihm vergönnt, mit den namhaftesten deutschen Forschern auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie, wie Bessel, Crelle, Enke, Ideler, Jacobi, persönlich bekannt zu werden. Ideler machte ihn mit Alexander v. Humboldt bekannt, und dieser fand an dem kenntnisreichen polnisch-jüdischen Gelehrten außerordentlich Gefallen. Er zeichnete ihn bald durch sein besonderes Wohlwollen aus; Slonimski durfte öfter sein Haus besuchen und ihm seine Forschungsergebnisse mittheilen. Diese Bekanntschaft zählte Slonimski zu den schönsten Errungenschaften seines Lebens, und er war dem Schicksal dankbar, das ihn mit dem Nestor der Naturwissenschaften zusammenführte.

Von diesem Dankgefühl legt eine in hebräischer Sprache abgefaßte Schrift Slonimski's: „Alexander v. Humboldt. Eine biographische Skizze. Dem Nestor des Wissens gewidmet zu seinem 88. Geburtstage von S. Slonimski" (Berlin 1857), beredtes Zeugnis ab. Das Buch enthält eine ausführliche Lebensbeschreibung Humboldt's, sowie eine eingehende Besprechung der von ihm in französischer und deutscher Sprache erschienenen Werke. Mit welchem Beifall das Erscheinen der Humboldt-Biographie vom hebräischen Lesepublikum aufgenommen wurde, beweist der Umstand, daß sie drei Auflagen erlebte — was bei hebräischen Büchern, zumal Biographien, selten vorkommt. Da das Vorwort zu dieser biographischen Skizze in kurzen Umrissen eine Charakteristik der Persönlichkeit Humboldt's entwirft, so möge es hier in einer möglichst wortgetreuen Uebertragung wiedergegeben sein. Slonimski schreibt: „Die Lebensschicksale dieses hervorragenden Mannes sind mit der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften, die sich in den letzten 70 Jahren verbreiteten, eng verknüpft; all die Werke und Leistungen, die dieser Große während seines ganzen Lebens mit Mühe und Fleiß vollbrachte, sind mit den neuesten Fortschritten der Naturwissenschaft verwoben und verzweigt. Und wo ist der Mann, der an den Pforten der Weisheit wacht, und seine Lippen strömten nicht über von Lob und Dank für diesen großen Forscher? — Deshalb fand ich's für nützlich, auch den Kindern meines Volkes die Lebensgeschichte dieses hervorragenden Mannes in der ihnen lieb gewordenen hebräischen Sprache zu erzählen. Ich beabsichtige mit dieser Schrift dem Nestor des Wissens ein ewiges Denkmal auf den hebräischen Gefilden zu errichten. Groß wie seine Weisheit ist die Biederkeit und Leutseligkeit dieses Weisen: sein Name wird ewig leuchten und sein Gerechtigkeitssinn ewigen Bestand haben."

Als Slonimski im Jahre 1857 zum zweiten Male in Berlin weilte, überreichte er dem greisen Forscher die biographische Skizze nebst einem Begleitschreiben von dem Orientalisten Dr. Michael Sachs. Darauf erhielt Slonimski von Humboldt den folgenden Dankesbrief: „Verehrter Herr Slonimski! Ich bin in Ihrer Schuld durch so lange Verzögerung des Dankes für eine Ehre, die Ew. Wohlgeboren mir so wohlwollend bereitet haben. Die unruhige Lage, in der ich lebe, in einer politisch und gesellschaftlich so bewegten Zeit, kann mich kaum rechtfertigen. Eine Empfehlung von zwei berühmten, mir so theueren Freunden wie Bessel und Jacobi, läßt einen dauernden Eindruck. Der hebräischen Literatur leider entfremdet, aber von früher Jugend an mit dem edelsten Ihrer Glaubensgenossen innigst verbunden, ein lebhafter und ausdauernder Verfechter der Ihnen gebührenden und so vielfach noch immer entzogenen Rechte, bin ich nicht gleichgültig für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben. Das Zeugnis eines tiefen orientalischen Sprachkenners, des trefflichen, so mannigfach ausgebildeten Dr. Michael Sachs, kann eine solche Auszeichnung nur erhöhen. Es ist für den biographisch Belobten fast eine Beruhigung, der Ursache nicht mächtig zu sein. Ich werde von Dinstag an einige Wochen wieder in Berlin wohnen, und von Dinstag an wird jeden Tag zwischen 1 und 2 es mir eine Freude sein, Herrn Slonimski, falls er nicht schon nach Warschau zurückgekehrt ist, in Berlin zu empfangen und Ihnen den Ausdruck der innigen Hochachtung mündlich zu erneuern, die Ihren schönen früheren wissenschaftlichen Bestrebungen gebührt. Ew. Wohlgeboren gehorsamster Alexander v. Humboldt. Potsdam, den 12. September 1858."

Aus der ersten Zeit der Bekanntschaft Slonimski's mit Humboldt verdient eine lustige Episode mitgetheilt zu werden. Alexander v. Humboldt, der bekanntlich der Vertraute Friedrich Wilhelm's IV. war, wußte den König für den jüdischen Gelehrten dermaßen zu interessiren, daß der Monarch ihn zu einer Privataudienz entbot. Humboldt selbst benachrichtigte hiervon Slonimski und gab ihm den Zeitpunkt an, an dem er ihn beim König einführen werde. Slonimski trug damals die polnisch-jüdische Tracht; da er nur vorübergehend in Deutschland weilte sah er sich nicht veranlaßt, die „traditionelle" Kleidung mit einer modern-europäischen zu vertauschen. Allein vor dem König mochte er doch nicht so erscheinen. Er verschaffte sich daher schleunigst einen schwarzen Gehrock, weiße Binde, und alles Andere, was zum „Modemenschen" gehört. Zur bestimmten Zeit erschien er bei Humboldt; dieser war nicht wenig erstaunt, einen völlig umgewandelten Slonimski vor sich zu sehen. „Aber lieber Herr Slonimski", sagte er lächelnd, „was fällt Ihnen denn ein, sich zu maskiren. Der König ist gerade auf den Forscher im Kaftan neugierig." Slonimski mußte nach Hause eilen, den neuen „Modemenschen" aus- und den alten „Kaftanjuden" wieder anziehen. So wurde — vielleicht zum ersten Male — ein Jude im Kaftan von einem preußischen König in Privataudienz empfangen.

Charles Dickens und seine Katzen.

Charles Dickens war ein großer Thierfreund. Sein ausgesprochener Liebling war eine weiße Katze, die er Wilhelmina genannt hatte. Wilhelminas Aufenthalt war für gewöhnlich die Küche; als sie aber fühlte, daß ihr ein freudiges Familienereignis bevorstehe, siedelte sie kurz entschlossen in Dickens' Studierstube über, wo sie fünf jungen Kätzchen das Leben schenkte. Die Thierchen wurden natürlich hinausgebracht — Wilhelmina brachte sie jedoch zurück. Abermals trug man sie fort; da schleifte Wilhelmina sie wiederum herbei und legte sie mit beredten Mienen zu Füßen ihres am Schreibtisch sitzenden Herrn nieder. Dieser Klage eines Mutterherzens konnte der Dichter nicht widerstehen. Er befahl, die Kätzchen im Studierzimmer zu belassen, wo Mutter und Kinder sich alsdann häuslich einrichteten. Die jungen Thierchen kletterten die Fenstervorhänge hinauf, sprangen auf den Schreibtisch, spielten Verstecken in den Bücherregalen — kurz, es war das reinste Idyll. Schließlich wurde es Dickens aber doch zu viel, und die jungen Katzen wurden weggeschenkt bis auf eine, die zwar taub war, aber an Dickens solche Anhänglichkeit zeigte, daß sie ihm auf Schritt und Tritt folgte. Sie hieß im Hause „Des Meisters Katze" und genoß das Privilegium, auch ferner im Studierzimmer wohnen zu dürfen, während Wilhelmina ihren häuslichen Pflichten wieder in der Küche oblag.

„Des Meisters Katze" pflegte auf einer Ecke des Schreibtisches zu sitzen, während Dickens arbeitete. Eines Abends, als der Dichter mitten im besten Schreiben war, verlosch plötzlich die Kerze. Er zündete sie wieder an und benutzte die entstandene Pause, Mieze ein wenig zu streicheln, ehe er an seine Arbeit zurückging. Es kam ihm jedoch so vor, als ob die Katze ihn vorwurfsvoll anblickte. Mit einem Male wurde es wieder dunkel — und Dickens sah noch gerade, wie die Katze vorsichtig mit der Pfote das Licht auslöschte. Ein leises Miauen und Schnurren verrieth, was sie wünschte: sie wollte, der Meister solle aufhören zu schreiben und sich mit ihr beschäftigen.

— In der Trunkenheit soll des Menschen wahres Wesen zum Vorschein kommen. In der Wiedergabe des Nackten offenbart sich sicherlich das eines Malers.